

Nr. 1. Posen, den 1. Januar. 1893.

Ein Faustschlag.

Von Hans Olden.

(Schluß.)

So kam der Donnerstag heran. X. spielte im Nationaltheater den Grafen Waldemar. Der Vorstand und ich erwarteten ihn vor dem Hause mit einem geräumigen Miethwagen. Eine knappe halbe Stunde nach Schluß der Vorstellung erschien er, schritt, freundlich mit der Hand grüßend, durch ein doppeltes Spalier von wartenden Verehrern und Verehrerinnen, — wir standen am Wagenschlag — er sprang, unsere Hilfe dankend ablehnend, leicht hinein, wir folgten, und vorwärts ging die Fahrt nach der Königstraße. Er hatte den weichen Filzhut tief in die Stirne gedrückt, den Hals in einem seidenen Tuche verwahrt und sprach kein Wort. Sein Inneres war noch nicht wieder frei, noch befangen von der Aufgabe, die er eben erfüllt hatte.

So erreichten wir unser Ziel.

Der Abend verlief glänzend. Niemals vorher hatte eine so ausgezeichnete, eine so wohlige Stimmung im Verein geherrscht. Und dabei keine Spur von Zwang oder Feierlichkeit. Was sich nach der Richtung hin nur regte, das wußte X. durch ein gemüthliches Wort, durch einen jovialen Einfall im Keime zu ersticken. Er gehörte einfach zu uns. Und in seiner schlichten, liebenswürdigen Art beherrschte er das Ganze. Ohne sich auch nur einen Moment hervorzudrängen, ohne die mindeste Pose, war er der geistige Mittelpunkt, — und alle, alle, Damen und Herren, die Jungen und Alten, alle liebten ihn. Es war nur ein Gefühl: man hätte ihn gerne behalten, man hätte ihn an jedem Vereinsabend haben mögen.

Es wurde eine ganze Reihe von Vorträgen gehalten. Die Talentvollsten waren ausgewählt worden, um den Verein würdig vor X. zu repräsentiren: der beste Sänger, der begabteste Rezitator, der vorgeschrittenste Pianist und so fort . . . X. saß in der ersten Reihe vor dem Podium, in einem rothen Samtsessel, den wir ausgeborgt hatten; er hörte respektvoll und mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und nach jeder Leistung hatte er mit dem Betreffenden ein Gespräch. Er stand dann von seinem Sitz auf, man sah seine Gestalt, seinen sprechenden Kopf durch den ganzen Saal. Was er sagte, war nie eine fühlbare Schmeichelei, aber durch das eingehende Interesse geradezu beglückend. Er konnte mit dem einzelnen gar nicht fertig werden — — bis das Zeichen zu einem neuen Vortrag kam, dann sagte er: „Pscht, Pscht, lieber Freund, still, wir wollen nicht stören!" und ließ sich kindlich behutsam in seinen Sammtsessel nieder. Manchmal entschlüpfte ihm auch an einer geeigneten Stelle ein Ausruf oder eine Geste der Bewunderung, aber dann sah er sich gleich ängstlich um und bat mit einem Blick um Verzeihung, daß er sich so hatte hinreißen lassen. Mein Gott, er war eben eine Künstlernatur, und solche Eindrücke griffen ihm ins Herz.

Als das Programm beendet war, versammelte sich ein großer Kreis um X. Der war wirklich ganz erregt und bewegt von „all' dem Schönen", das er gehört hatte.

„Ich hatte mir alles mögliche Tüchtige erwartet", sagte er, „aber das ist denn doch mehr; ich bin noch immer im Erstaunen. Sie haben ja Talente hier — Talente? Künstler, wirkliche, reife Künstler, die in die Welt gehören. Da ist zum Beispiel der Herr Soundso und der Herr Soundso . . ." Er nannte nun der Reihe nach die Namen aller Vortragenden. „Und dieser schöne, herrliche Verein, ein so kunstsinniges, liebevolles Auditorium — ja, Du lieber Gott" — er seufzte — wem's doch auch so gut geworden wäre! — Ach, Kinder, Kinder, Ihr seht ja, die rechten Worte finden ist nicht meine starke Seite, aber — — — ich bin sehr glücklich!"

Da drängte sich auf einmal ein ganzes Rudel junger Vereinsmitglieder durch die Reihen, sie umringten X. und bestürmten ihn mit flehentlichen Bitten, er möge diesem schönen Abend doch die höchste Weihe geben, er solle, er selbst, — — irgend etwas vortragen. Das war ein Gedanke! Alle schlossen sich an, die Damen drängten sich zu X., hundert Hände streckten sich bittend zu ihm auf.

X. stand zunächst in sprachlosem Schrecken.

„Aber meine Herrschaften, das ist ja unmöglich. Ich habe nichts, ich bin auf nichts vorbereitet. Wenn ich das hätte ahnen können, aber so — — — nachdem die Herren hier mit vollendeten Leistungen geglänzt haben — ich würde mich ja schrecklich blamiren."

Die Bittenden ließen nicht nach: „Nur ein paar Worte, Herr X., irgend eine Kleinigkeit, irgend etwas, das Ihnen gerade einfällt!" —

Er gab nach. Mit trostlosem Kopfschütteln: „Damit Sie sehen, daß ich mich nicht ziere, aber — Sie haben's sich selbst zuzuschreiben!"

Ein allgemeiner Freudenruf ertönte.

„Haben Sie irgend ein Buch bei der Hand, eine Gedichtsammlung oder so etwas —?"

Einige Jünglinge stoben durch den Saal, nach dem Archivschränkchen, und brachten allsogleich einen dicken Band herbei: den Echtermeier, die bekannte Anthologie, „Auswahl deutscher Dichter." Das gehörte zum stehenden Vereinsinventar.

X. nahm das Buch in die Hände, durchblätterte es ein paarmal, sah sich dann hilflos um, zuckte die Achseln — dann, mit plötzlichem Entschluß, schritt er nach dem Podium zu. Aber er ging die Stufen nicht hinauf. Links von diesen stand der Flügel, an den lehnte er sich, nahm den Echtermeier vor, warf kopfschüttelnd noch einen verzweifelten Blick über die lautlose Versammlung, sagte leise, aber deutlich hörbar vor sich hin: „Also, auf's Geradewohl —" und schlug das Buch mitten auf. Er hielt das aufgeschlagene Blatt dicht an die Augen — er war offenbar ein wenig kurzsichtig — und las unsicher: „Ein Faustschlag — von Strachwitz."

Das Gedicht ist nicht sehr bekannt. Es handelt vom greisen König Helge und den aufrührerischen Jarls:

König Helge war ein alter Held,
Der hatte sein Schwert zur Ruh' gestellt.
Den Panzer er in die Halle hing,
Der Spinne Geweb den Helm umfing.
— — — — — — — — — — — —
Der Bauer, der lebte frei und froh —
Das wollten die trotzigen Jarls nicht so,
Sie ritten zu Hauf', wohl dreißig und mehr,
In des Königs Halle: da traten sie her — —

X. hatte sich in den ersten beiden Versen zweimal versprochen — an dem Platz, wo er stand, war auch die Beleuchtung recht schwach, — aber der Wirkung war damit gar kein Eintrag geschehen. Und diese Wirkung war eine unglaublich starke, vom ersten Wort an. Das Organ klang gewaltig, dröhnend, heldenhaft. Der mächtige, reckenhafte Nordlandston war vollendet getroffen. Man fühlte sich in Zeit und Land versetzt, und bei der Stelle von den trotzigen Jarls, die rebellirend in die Königshalle treten, sah und hörte man die eisengepanzerten Gestalten. Und der Vortrag steigerte und steigerte sich, und die Hörerschaft folgte in athemloser Hingerissenheit. Wie der frechste der Jarls, mit dem wehenden Helmbusch, sein Schwert auf den Boden stößt:

Wir sind des Königs müd' und satt,
Der immer das Schwert in der Scheide hat.
Wir sind des Königs satt und müd',
Der Unkraut jätet und Rüben zieht.

Und dann des Königs Antwort! Wie er blickte und sprach, der greise Held: — die beleidigte Majestät, die zurückgehaltene, furchtbare Gluth — ein schneebedeckter Vulkan:

Mein Aug' ist trüb, mein Haupt ist kahl,
Am Nagel rostet mein guter Stahl — —

Und dann der übermächtige Schluß. Wenn der König aufspringt, daß der Stuhl krachend bricht, und die Faust emporschwingt, und die Faust niederfällt auf den Helmsturz des Jarl, und Helm und Schädel zugleich zerbersten und der Jarl blutend am Boden liegt —

Tragt Ihr nach dem Schwert so heißen Trieb,
So nehmt für heut' mit der Faust vorlieb — !

Da brach ein unermeßlicher Jubel durch den Saal. Der ganze Verein „Musenheim", Mitglieder und Gäste, stürzte zu dem Künstler und gab seiner Begeisterung schrankenlosen Ausdruck.

X. hatte das Buch ruhig zusammengeklappt und es behutsam auf den Flügel niedergelegt. Er war still, empfing bescheiden lächelnd die überschwänglichen Komplimente und Dankesausbrüche und — verabschiedete sich.

„Nun ist's Zeit, daß ich heimgehe, ich hab's nicht so gut wie Ihr, ich muß morgen früh hinaus — Lebt wohl, lebt alle, alle herzlich wohl — — und bleibt mir gut!"

Ich begleitete ihn mit vielen andern hinaus, bis an seinen Wagen. Er winkte uns noch aus dem Fenster freundlich zu — bis der Wagen um die Straßenecke verschwand.

Ich schaute noch einen Moment länger nach. — Dann lief ich eilends ins Haus zurück, stürmte durch den Saal — bis zu dem Flügel. Da lag Echtermeier noch auf der Stelle, wo ihn X. hingelegt hatte. Ich griff hastig danach. Ich mußte das Gedicht nachlesen — ich mußte den überwältigenden Eindruck jetzt frisch noch einmal durchleben. Ich war im Innersten erschüttert, meine Brust keuchte, meine Hände zitterten — — — zitterten so, daß ich die Seiten nicht ruhig umblättern konnte. Ich schlug also das Register auf, aber — es flirrte mir vor den Augen — ich fand den Titel nicht.

Ich rief meinen Freund zu Hilfe, wir suchten gemeinschaftlich, wir suchten, suchten, — meine Hände und Augen irrten endlich wie rasend und sinnlos in dem dicken Bande umher — das Gedicht war nicht zu finden, — war nicht zu finden, — war — nicht — zu — finden — — — Es dauerte eine lange, lange Weile, bis ich das Ungeheuerliche erst begriff: Die Ballade „Ein Faustschlag" von Strachwitz stand überhaupt nicht im Echtermeier.

Was jetzt in mir vorging — ich mache nicht den Versuch, das zu schildern. Aber mir war, als hätt' ich selbst den königlichen brutalen Faustschlag mitten ins Gesicht empfangen. In einem Augenblick war mir alles klar: Lüge und Komödie war alles gewesen, was der Mensch gesprochen und gethan vom ersten Moment an, da ich in seine Nähe gekommen. Er hatte eine oft gespielte Rolle seines Repertoirs einmal mehr abgeleiert. Das war alles. Und man mußte sich eigentlich geschmeichelt fühlen, daß er nicht verschmäht hatte, einer Gesellschaft von Spießbürgern und halbwüchsigen Jungen seine Künste vorzumachen. Was für Register zog der wohl auf, wenn sich's um etwas Wirkliches handelte! . . .

Ich stand noch immer am Flügel, wo er gestanden; der Echtermeier wurde viel besehen und belacht man amüsirte sich allgemein über den gründlichen „Reinfall". Ich lachte nicht, aber Helbling, der Freche, der bei der Vorberathung zur X.-Feier den Edlen anzutasten gewagt und von mir gezüchtigt worden, — der ging so mitleidig lächelnd an mir vorüber. Der Glückliche, dem konnte nicht genommen werden, was er nie besessen hatte. Ich war ärmer geworden. Je schneller und glänzender das Gebäude meiner Verehrung emporgeschossen war, um so rapider stürzte es nun bis in sein Fundament zusammen. Eine Wolke schmutzigen Staubes blieb über einer gähnenden Leere.

In dieser Leere habe ich meine erste gestorbene Illusion begraben, die zweite konnte sich schon mit einem weit engern Grab begnügen, und in der Folge habe ich immer weniger Aufhebens von solcher Beerdigung gemacht.

Am Schloßbrunnen.

Ein Sylvesterspuk von O. Elster.

„Meine Herren" . . . .

„Bravo! Bravo!"

„Meine verehrten Herren" . . .

„Bravo! Bravissimo!!!"

„Meine hochverehrten Herren! darf ich mir erlauben" . . .

„Bravo! Bravo! Der Mann hat ganz recht! Der Mann muß auf den Tisch! Vivat hoch Julius Golde, der Festredner und Dichter!"

Da lachte, jauchzte, jubelte und tobte die halbtrunkene Schaar der Freunde, während Julius Golde sich vergebens bemühte, zu Worte zu kommen. Noch einmal machte er den Versuch, der jedoch wieder an dem fröhlichen Tumult seiner Freunde scheiterte, dann stieg er von dem Stuhl herunter, den er vor wenigen Minuten erklommen hatte, stieß wüthend einige Bierkrüge auf dem Kneiptisch um, schleuderte in den tobenden Chor der Freunde ein „Maul halten, zum Donnerwetter!" und stürzte ergrimmt zur Thür hinaus, als er sah, daß auch sein Zorn die Freunde nicht zum Schweigen bringen konnte.

O solch ein gewaltsam unterdrückter Toast ist eine der schlimmsten Gesellschaftskrankheiten unserer an Krankheiten aller Art so überreichen Zeit. Und wenn nun der Toast gar in der feuchtfröhlichen Sylvesternacht unterdrückt wird, von den eigenen Genossen und Kneipbrüdern, bei schäumendem Münchener Bier und dampfender Punschbowle, dann verliert man wahrlich

den Glauben an die Menschheit und wandert als „mißvergnügter Nobile" hinaus in die kalte, einsame, verschneite Winternacht.

Julius Golde, dem schwarzlockigen Buchhandlungsgehilfen und angehenden Verleger zarter Gedichtsammlungen in Goldschnitt, war es infolge dessen nicht zu verdenken, daß er „der Freunde wilde Reihen" floh und sich in die Einsamkeit der Sylvesternacht zurückzog, zumal ihm das Unglück einer gewaltsam unterdrückten Rede bereits wiederholt passirt war. Er wußte, daß er gut und schwungvoll redete. Er war selbst lyrischer Dichter und als Buchhandlungsgehilfe las er alle einlaufenden Gedichtsammlungen — Blüthen und Blätter — Blätter im Winde — Fallende Blätter — Welke Blüthen — und wie diese zarten Erzeugnisse einsamer, liebender Herzen alle heißen — gewissenhaft durch und merkte sich die schönsten Verse. Diese wollte er dann bei der nächsten Gelegenheit wieder von sich geben, aber — weiß der Henker! — jedes Mal wenn er den Mund zu einer schwungvollen Rede öffnete, lachte man ihn aus und befand er sich in der Gesellschaft seiner intimen Freunde, dann ließ man ihn überhaupt nicht zu einer Rede kommen — nicht einmal in der heiligen Sylvesternacht bei Punsch und Bier.

In weltschmerzlicher Stimmung wankte Julius Golde die Friedrichstraße hinauf, deren hellstrahlende Laternen sich in endloser Ferne zu verlieren schienen. Das reichlich genossene Bier und der Punsch übten eine seltsame Wirkung auf den sonst so sanften und harmlosen Julius aus. Jede Straßenlaterne stand ihm im Wege und gegen jede Straßenecke rannte er mit der Schulter. Die ihm Begegnenden konnten nur durch Beschreibung eines weiten Bogens einem Zusammenstoß mit dem weltschmerzlich gestimmten jungen lyrischen Dichter und Buchhandlungsgehilfen ausweichen, und wenn Julius Golde nicht einen weichen breitrandigen Schlapphut getragen hätte — ein steifer Hut oder gar ein Cylinder wären ihm sicherlich von diesem oder jenem der Angerempelten angetrieben worden. Der Schlapphut konnte aber zu solcher frevelhaften That nicht reizen und ausgenommen einige Püffe, erlangte Julius ohne weitere Fährlichkeit auch die breite Prunkstraße Unter den Linden.

Mitternacht war noch nicht herangekommen, das neue Jahr also noch nicht angebrochen. Unter den Linden hatte sich aber bereits eine große Menschenmenge angesammelt, die den letzten Glockenschlag des alten Jahres unter fröhlichem Uebermuth und allerhand ulkigem Radau erwartete. Schutzmannsposten standen an den Ecken der Straßen und patrouillirten auf dem Fahrdamm. Die Konditoreien und Café's hatten ihre Rolljalousien und eisernen Laden herabgelassen und nur in den Bierrestaurationen und den Kellerkneipen herrschte noch reges Leben.

Julius Golde war nicht in der Stimmung, an dem tumultuarischen Treiben Theil zu nehmen. Er litt an dem gewaltsam unterdrückten Toast und verachtete die ganze Menschheit. Er schlug sich abseits der Linden in die einsame Charlottenstraße und gelangte schließlich auf den dunkel und still daliegenden Schloßplatz. Das Gelächter, das Singen, das Schreien der Menge drang hier nur in einzelnen Tönen herüber. Die Fenster der Häuser waren zum größten Theil hell erleuchtet und warfen glitzernde Reflexe auf den Schnee, der den Platz bedeckte. Der Hohe Stadtmagistrat hatte noch keine Zeit gefunden, den Schnee abfahren zu lassen, da dieser erst gegen Abend gefallen war. Gigantisch hob sich die gewaltige Gestalt Poseidons auf dem Schloßbrunnen gegen die weiße Schneefläche ab. Julius wandte seine Schritte dem Brunnen zu, lehnte sich an eine der bronzenen Frauenfiguren und starrte, malerisch in seinen Hohenzollernmantel gehüllt, in die Sylvesternacht hinaus.

Wer den einsamen Jüngling so regungslos dastehen sah, der mußte der Ansicht sein, daß ihm das tiefste Leid auf Erden widerfahren sei!

Julius knirschte mit den Zähnen und ballte die Hände. Er dachte an den Hohn und Spott seiner Freunde, vorzüglich an das ironische Gewieher des langen Albert Meyer, der sicherlich nicht verfehlen würde, morgen am Neujahrstage zu Anna Knospe zu gehen und ihr das Unglück Julius Golde's zu erzählen.

Ach Anna Knospe! dort drüben wohnst du, in jenem hochgiebligen Hause, denkst du in dieser Stunde mein, du holde Blüthe der Weiblichkeit, du, die so stolz auf deinen poetischen Verehrer Julius Golde zu sein schienst? Was wirst du sagen, wenn der lange Meyer dir in höhnischen Worten von der Niederlage deines Troubadours erzählt? Wird deine Liebe diesem Hohn gegenüber Stand halten? Aber bei Gott! Der lange Meyer soll den Triumph, dir von dem Unglück deines Julius erzählen zu können, gar nicht feiern!

Ein heroischer Entschluß reifte in des einsamen Jünglings Brust. So früh wie möglich wollte er am andern Morgen zu Anna Knospe gehen, ihr sagen, wie sehr er sie liebe und bei dem Herrn Vater, dem Herrn Anton Knospe, Kunstgärtner und Blumenhändler, um ihre Hand anhalten. Anna Knospe würde nicht „nein" sagen, ging doch Julius Golde schon ein halbes Jahr jeden Tag an dem Blumenladen vorüber, in dem Anna Knospe ihres duftenden Amtes waltete, und war es Julius Golde doch bereits zwei Mal gestattet gewesen, Fräulein Anna Knospe zum Ball zu führen, hatte Julius Golde doch schon an drei Donnerstagen im Konzerthaus an dem Tisch der Familie Knospe Platz nehmen dürfen! Freilich der lange Meyer war dann jedes Mal auch anwesend gewesen und er war kein zu verachtender Rival, denn er besaß in der Kochstraße ein gutgehendes Buttergeschäft, während Julius Golde noch immer Buchhandlungsgehülfe war. Aber Anna Knospe hatte ihn mit ihren blauen Augen stets so treu und hold angesehen, hatte seinen schüchternen Händedruck sanft erwidert, daß Julius nicht an der Liebe Annas zweifeln konnte.

„Ach, Anna Knospe," seufzte er zum zweiten Mal und lehnte die heiße Stirne an die kalte Schulter der Bronzefigur, in Träumereien versinkend.

Wie lange er so dagestanden, wußte er nicht. Aus seinen Träumen wurde er durch die barsche Anrede in unverfälschtem ostpreußischen Dialekt geweckt: „Erlauben Sie, mein Herr, wenn Sie schlafen wollen, dann gehen Sie nach Haus. Schon seit einer halben Stunde stehen Sie auf meinem Kleide und lehnen sich schwer gegen meine Schulter. Schickt sich das einer ehrbaren Frau gegenüber?"

Erschreckt fuhr Julius Golde empor. War es Wirklichkeit? War es Traum? Kamen diese Worte wirklich von den Lippen der Bronzefigur? Julius trat einen Schritt zurück. Wahrhaftig, da raffte die Figur, die als Symbol der Weichsel gelten sollte, ihre Gewänder zusammen und drohte dem Jüngling mit der Sichel, die sie in der Hand hielt.

Julius Golde war zum Tode erschreckt. Er wollte entfliehen, aber er war wie festgebannt an den Platz und starrte mit großen Augen auf das wunderliche Schauspiel, das sich jetzt um und auf dem Schloßbrunnen entwickelte.

(Schluß folgt.)

Neujahr.

Von Bertha v. Suttner.

Sylvesterabend — drei Viertel auf Zwölf . . .

Allgemeine Spannung: noch fünfzehn Minuten und etwas Neues hebt an — ein neues Jahr . . . Das Souper ist vorüber, aber die Gesellschaft sitzt noch bei Tische. Eben wird der obligate Punsch in die Gläser gefüllt; doch um mit diesen Gläsern anzustoßen, muß der Mitternachtsschlag abgewartet werden. Der Ehrengast des Abends, den zu feiern man sich hier versammelt hat, dieser Unsichtbare, Geheimniß- und Verhängnißvolle, der kommt erst in fünfzehn Minuten herangeschwebt, und er muß mit donnerndem Hoch empfangen werden.

Die früher laut und allgemein geführte Unterhaltung ist jetzt einigermaßen gedämpft; die Sessel wurden ein wenig zurückgeschoben, und die Nebeneinandersitzenden sind in abgesonderte, leise Gespräche vertieft; Mehrere auch sind ganz verstummt und geben sich den

Gedanken hin, die durch die Bedeutung der Stunde erweckt werden: ein Reigen von Erinnerungen aus dem scheidenden — von Hoffnungen und Wünschen für das anrückende Jahr.

„Ob er sich denn ein Herz fassen wird,“ denkt die Tochter des Hauses, „und im Jahre 1893 sich erklären? . . .“

Und sie schaut ihrem schüchternen Nachbar in die Augen. Der Blick sagt deutlich: „So wag' es doch . . . was liegt daran, daß ich eine große Mitgift habe, während Du nur ein armer Assessor bist? Sei nicht so stolz, wir sind einander gut: räumt dies nicht jedes Hinderniß weg, wird damit nicht alles, alles geebnet?“

„Noch habe ich mir nichts vorzuwerfen . . .“ sinnt die ältere Schwester, eine verheirathete, unglücklich verheirathete Schönheit von dreißig Jahren, „werde ich wohl auch im kommenden Jahre standhaft bleiben . . . .“ „werde ich . . . immer noch ihm widerstehen können, wenn er wieder . . . so wie damals — an dem Maiabend im Parke . . . oder auf jenem Casinoballe . . . oder erst vorgestern bei meinem Fünf-Uhr-Thee . . . werde ich immer noch „nein“ sagen können, während mir das Herz mit jedem Schlage „ja“ pocht? . . . Ich will, ich will . . . aber wie, wenn —?“

Der Zweifel dieses „wenn“ durchschauert sie heiß, und sie wendet den Kopf nach dem anderen Ende des Tisches, wo der sitzt, der ihr gefährlich ist. Ein gefährlicher Mensch in der That: redegewandter Parlamentarier und salongewandter Weltmann, große Gestalt, schöner Charakterkopf, freier, offener Geist . . . Auch er ist in diesem Augenblicke — obwohl er mit seinem Nebenmann, einem Universitäts-Professor lebhaft debattirt — mit Neujahrsgedanken beschäftigt, mit zwei Fragen, die seine Liebe und sein Ehrgeiz an das Schicksal stellt: „Werde ich jenes Weib erobern? . . . Wird mir das Portefeuille zu Theil?

„Noch volle dreizehn Minuten!“ ruft Einer, nach der Uhr zeigend. „Wie schlagen wir sie todt? Lieber Doktor — halten Sie uns eine Rede . . . es dürfte Ihnen zwar schwer fallen, sich so kurz zu fassen, daß Sie in dreizehn — jetzt sind's nur noch zwölfeinhalb Minuten, fertig werden . . . aber das ist ja auch nicht nöthig, legen Sie nur los!“

„Gut,“ erwidert lächelnd der Angeredete, ein berühmter Advokat, „diese Gelegenheit, noch das ganze Jahr in einem Zuge zu sprechen, darf ich nicht vorübergehen lassen.“ Er klopft mit dem Messerrücken an sein Glas und steht auf. Alle Gespräche verstummen. Der Ministerkandidat verläßt seinen Platz und stellt sich einen Sessel seitwärts hinter dem Sessel seiner Angebeteten zurecht. „Erlauben Sie, Frau Baronin, hier werde ich besser hören.“

Sie nickt schweigend. So war es denn bestimmt, daß in dem bedeutungsvollen Augenblicke, wo ein Jahr in das andere übergeht, der geliebte Feind ihr so nah zur Seite sei? Sehr nahe, denn es ist ihr, als streife sein warmer Hauch die Löckchen an ihrem Halsgenicke.

Noch ein zweites Paar hat sich näher an den Tisch — und dabei aneinander — gerückt: die Tochter des Hauses und ihr schüchterner Freier. Auch sie mußten ihr Gespräch abbrechen; doch sagen sie sich jetzt mehr, als sie vorhin mit Worten sagten; denn zufällig liegen ihre Hände auf dem Tischrande in ganz leiser Berührung nebeneinander, und das Nichtzurückziehen dieser Hände hat seine eigene Beredsamkeit.

„Meine Herrschaften!“ — beginnt der Sprecher — „Glauben Sie denn wirklich, daß, wenn der Zeiger dort bei der Ziffer zwölf anlangt — daß sich dann etwas vollziehen wird? Sehen Sie es nicht ein, welche Täuschung es ist, in deren Banne wir den Punsch schlürfen wollen? Schon in Paris und in Konstantinopel, geschweige denn im Universum, geschieht nicht gleichzeitig das Ding, das wir hier als den Eintritt des „neuen Jahres“ bejubeln, und das im Grunde nirgends, als in unsern abstraktionswüthigen Köpfen geschieht. Als ob die Zeit, dieser Begriff, über den ganze Bibliotheken unverständlicher Abhandlungen verfaßt worden sind, je den Bruchtheil einer Sekunde stille stände, um einen alten Lauf zu schließen und einen neuen zu beginnen! Bedenken Sie nur: jene Naturgewalten, die ihre pausenlose Arbeit in Jahrmillionen verrichten, brauchen die wohl sylvesterliche Absteckpfähle auf ihrer Bahn? Oder fänden Sie es von den Eintagsfliegen vernünftig, wenn sie nach Ablauf jeder Sekunde zu der Neusekunde sich gratuliren wollten? Ich versichere Ihnen: mit dem nächsten Schlage Zwölf tritt gar nichts Wirkliches, gar nichts Neues ein — und vernünftig ist das Angratuliren bei uns auch nicht. Das Wirklichste an der ganzen Sache sind die Trinkgelder. Von fünfzig Pfennigen bis zu fünf Mark: — das ist ungefähr der Preis, für den man in der ersten Januarwoche sich ein „glückseliges, neues Jahr“ unzählige Male anschaffen kann. Daß die Leute, die im Laufe des vergangenen Jahres den Krach ihrer Kasse, das Durchgehen ihrer Frau, oder gar den eigenen Tod erlebt haben, ebenfalls Glückseligkeitswünsche eingeheimst hatten, das sollte doch genügend erweisen, daß derlei Wünsche nichts nützen. Aber das thut nichts; es handelt sich ja nur — nicht wahr? — um die freundliche Kundgebung der wohlwollenden Gesinnungen, die wir ausnahmslos für jeden hegen, dem wir um diese Jahreszeit begegnen. Ich werde doch nicht an der Aufrichtigkeit der verschiedenen Portiers, Briefträger, Schornsteinfeger und Laternenanzünder zweifeln, die des Himmels Segen auf mein Haupt herabflehen und die meinen gerührten, in Form von Markstücken gezollten Dank für diese ihre Nächstenliebe hinzunehmen nicht versäumen.

Wäre sie nur wahr, diese Nächstenliebe — wäre es überhaupt nur möglich, daß sie wahr wäre! Allen Menschen Gutes wünschen — Jeden gedeihen und genießen sehen wollen: solche bei Jahreswechsel epidemisch geheuchelte Gesinnung, könnte sie auch wirklich vorhalten, wenn das Jahr älter geworden! Dazu müßte aber erst eine Gesellschaftsordnung eingeführt sein, in welcher das Wohl des Einen nicht auf Kosten des Andern zu erreichen wäre. Aber — wie die Dinge einmal stehen — kaum sind die offiziellen und privaten Glückwünsche getauscht, so geht der Interessenkampf wieder an, der die Einen den Schaden der Anderen — wenn nicht stiften — so doch wünschen läßt. Will nicht jeder Geschäftsmann, daß es den Konkurrenten schlecht gehe — nicht jeder Staat, daß die Nachbarn an Macht verlieren? Hofft der beförderungsbedürftige Angestellte nicht im Stillen, daß unter seinen Vorgesetzten, denen er zu Neujahr — in Gala — recht langes Leben gewünscht, doch bald ein paar Vakanzen eintreten mögen? Wird es den Gutsbesitzer nicht aufrichtig freuen, wenn tüchtige Mißernten in der Umgebung (die Karten p. f. an alle Gutsnachbarn hat er nicht versäumt) den Preis seiner Feldfrucht zu ungewöhnter Höhe steigerten? . . . Sehen Sie, meine Herrschaften, wenn ich mehr als sieben Minuten vor mir hätte, so würde ich diese Sylvesteransprache zu einem nationalökonomischen Vortrage erweitern, der zu erläutern versuchte, daß die das ganze Jahr auf allen Gebieten herrschende Mißgunstpolitik im Unrecht, daß die Neujahrslaune, die da Allen Glück zu wünschen — vorgiebt, in ihrem natürlichen Rechte ist. In jener erhebenden Minute, da die Menschen glauben, es fange etwas Neues an, da fühlen sie instinktiv, daß mit dem Haß gebrochen werden sollte, daß das Neue nur auf dem Gebiete des Allvortheils, nur im Geist der Liebe zu herrschen berufen wäre. Doch was hilft die momentane Aufwallung allgemeinen Wohlwollens, das bei dem nächsten Mitternachtsschlage fast alle unsere Herzen erwärmen wird — was hilft's, wenn der Rest des Jahres wieder in den Bahnen der frostigen Selbstsucht — in dem der alte Gesellschaftskarren sich fortwälzt, — verbracht werden muß? Auf Neujahr, so begeistert ich für das Neue bin — setze ich keine Hoffnungen, meine Verehrtesten. Der Kalender — dieser starre, patentirte Lügenbold — schafft nichts Neues. Der 1. Januar inaugurirt gar nichts. Sogar die Briefe — Dinger, die man an anderen Tagen mit Schonung erbricht, weil sie etwas Ungewußtes mitzutheilen pflegen, bringen an dem unseligen 1. Januar nur das vorhergesehene, höchst uninteressante: „Empfangen Sie meine aufrichtigsten, innigsten u. s. w.“ Mit jenem Uhrschlage, den Sie so ungeduldig erwarten, fängt eigentlich Nichts an und Nichts hört damit auf — es sei denn meine Rede, die er natürlich abbrechen wird. Die wirklichen Wendepunkte im Zeitenlauf, die haben mit dem Datum nichts zu thun. Wenn ein Christoph Columbus sich einschifft, ein Gutenberg den ersten Druck liefert, ein Koch seine Lymphe braut: das sind die Neujahrstage der Menschheitsgeschichte; und jene Tage, an welchen die Leibeigenschaft, der Absolutismus, die Folterjustiz und ähnliche Dinge gefallen sind — und noch fallen werden —, die bedeuten die Sylvesterfeier eines begrabenen Zeitabschnitts. Auch im Einzelnen giebt es — zu jeder Jahreszeit — der Momente genug, die ein Neues bringen, die ein Altes überwinden. Da ist vor Allem die Stunde der Geburt, die doch unleugbar einen — für alles Zukommende recht unentbehrlichen — Anfang bildet; da ist jene, die höchste Lebensfeier einweihende Stunde, in der zwei Herzen zu einander fliegen . . . der einzige, echte Neujahrstag irdischer Glückseligkeit . . .“

Bei dieser Stelle lassen die zwei jungen Leute, deren Hände auf dem Tischrande liegen, diese Hände gleichzeitig herabfallen, um sie unter dem Tische ineinander zu verschlingen. Sie harren jetzt nicht mehr des Mitternachtsschlages — ihre entscheidende Weihestunde hat schon geschlagen.

„Sie hören es, Helene?“ murmelt der Gefährliche in's Ohr der schönen Frau. „Wann soll meines Glückes Neujahr denn tagen?“

Sie wendet den Kopf ab und antwortet nicht

„Da sind noch“ — fährt der Redner fort, — „jene Augenblicke, in welchen der Mensch, von der Macht einer neuen Idee, einer neuen Erkenntniß ergriffen, irgend eine Laufbahn betritt, einen gewichtigen Entschluß faßt . . . . Wenn er als Kämpfer gegen ein allgemeines Uebel oder auch gegen die eigene Leidenschaft in die Schranken tritt; wenn er still und tapfer, im Namen eines Prinzips, im Dienste einer Tugend sich selbst besiegt; wenn er —“

Die Baronin steht mit rascher Bewegung von ihrem Sitze auf und begiebt sich an die Seite ihrer Mutter.

„Wenn er —“ der Doktor will noch weiter sprechen, aber in diesem Augenblick hebt die Uhr zu schlagen an und auf der Straße ertönt fröhlicher Lärm. Alle erheben sich und stoßen mit den Gläsern an.

Das neue Jahr ist da, Herr Doktor! Wenn Sie es auch geleugnet haben, wollen Sie es nicht dennoch leben lassen?“

„Meinetwegen — Hoch!! Hoch!! Hoch!!“

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.